Melba Escobar de Nogales

# DAS GLÜCK IST EIN FISCH

Illustrationen von
Elizabeth Builes

BAOBAB

BAO BAB

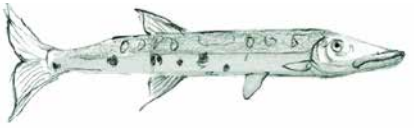
Baobab heißt der Affenbrotbaum, in dessen Schatten sich die Menschen Geschichten erzählen. Baobab heißt auch die Buchreihe, in der Bilderbücher, Kindergeschichten und Jugendromane aus Afrika, Asien, Lateinamerika, Ozeanien und dem Nahen Osten in deutscher Übersetzung erscheinen. Herausgegeben wird sie von Baobab Books, der Fachstelle zur Förderung kultureller Vielfalt in der Kinder- und Jugendliteratur.

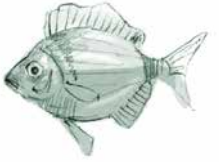
Baobab Books dankt terre des hommes schweiz und zahlreichen weiteren Geldgebern, insbesondere dem Bundesamt für Kultur, von welchem der Verlag einen Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2018 erhält.

Informationen zu unserem Gesamtprogramm und unseren Projekten finden Sie unter **www.baobabbooks.ch**

**Melba Escobar de Nogales**

# DAS GLÜCK IST EIN FISCH





Eine Erzählung aus Kolumbien

Illustrationen von Elizabeth Builes
Aus dem Spanischen von Jochen Weber

**BAOBAB BOOKS**

Die Übersetzung aus dem Spanischen wurde vom
SüdKulturFonds in Zusammenarbeit mit
LITPROM e.V. – Literaturen der Welt unterstützt.

**Das Glück ist ein Fisch**

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 2018 Baobab Books, Basel, Switzerland.
Alle Rechte vorbehalten

Text © 2014 Melba Escobar de Nogales
Illustration © 2014 Elizabeth Builes
Übersetzung aus dem Spanischen: Jochen Weber
Lektorat: Sonja Matheson
Gestaltung: Schön & Berger, Zürich
Druck: DZA Druckerei zu Altenburg GmbH, D-Altenburg
ISBN 978-3-905804-83-6

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
*Johnny y el mar* bei Tragaluz editores, Medellín.

Die Überraschung **7**

Um sich selbst zu finden,
muss man erst verloren gehen **17**

Der Mann, der Menschen nicht
ausstehen konnte **25**

Der Brotfruchtbaum **35**

Die geschwätzige Victoria **47**

Der Schatz **67**

Ein neuer Tag **75**

Das Glück hat das Gesicht
eines Schnappers **87**

Das Wiedersehen **97**

Nachwort **106**

DIE
ÜBER
RASCHUNG

Pedro war so glücklich, dass er nicht mehr in seine Kleider passte. Seine Mutter musste ihm vor der Reise eine neue Hose, Shorts und Turnschuhe in Größe 32 kaufen. An seinem zehnten Geburtstag vor einer Woche hatte sie ihn überrascht:

»Jetzt wirst du endlich das Meer sehen.«

Obwohl Pedro in dieser Nacht kein Auge zutat, wuchs er mehr als einen halben Zentimeter. Er sah nicht, dass er wuchs. Er spürte nur, dass ihm nach der doppelten Portion Schweinefilet mit Kapern der Bauch wehtat. Aber das war ihm genauso egal wie der Krampf in seinem linken Bein. Und zum ersten Mal in dieser Woche fragte er sich nicht, ob sein Vater wirklich immer noch auf Dienstreise war. All das machte ihm nichts aus. Er würde das Meer sehen! Da fand er es nicht einmal mehr schlimm, dass er der Kleinste in seiner Klasse war.

Die folgenden Nächte vergingen im gleichen Schneckentempo. Immer wieder zählte Pedro die Sterne,

Planeten und Kometen, die von der Decke seines Zimmers hingen. Im Traum erschienen ihm Murä-nen, Riesenmantas und Barrakudas. Morgens nach dem Aufwachen fühlte er sich so seekrank, dass er erst einmal das rechte Bein aus dem Bett strecken und mit dem Fuß auf dem Teppich ankern musste.

»Sieh mal, wie du gewachsen bist. Wir werden dir etwas zum Anziehen kaufen müssen«, sagte seine Mutter zwei Tage später.

Wenn er traurig war, wuchs Pedro nicht. Selbst wenn er eine dreifache Portion Spaghetti oder Schweinefilet mit Kapern aß. Dass er glücklich war, konnte man an den zwei Zentimetern erkennen, die er in dieser Woche gewachsen war. Wenn es so weiterging, würde er Ulloa bald einholen. Diesen Holzkopf.

In der Schule erzählte er jedem, dass er auf eine Insel in der Karibik fliegen würde, wo es Piraten gab und Fische aus allen Meeren der Welt. »Und das Meer dort hat sieben Farben«, fügte er flüsternd hinzu, als wäre es ein Geheimnis.

»Red keinen Quatsch, Flórez«, sagte Ulloa wie aus der Pistole geschossen. »Ich war schon mal auf dieser Insel. Da ist das Meer wie überall. Und merk dir: Es gibt keine Piraten.«

Um die Sache nicht noch schlimmer zu machen, hielt Pedro den Mund. Die anderen Kinder lachten und tätschelten seinen Kopf, als ob er ein Chihuahua wäre.

Dass Ulloa keine Ahnung von den Farben des Meeres hatte, stellte Pedro fest, als er eine Woche später aus dem Flugzeugfenster schaute. Das Meer, das er aus dem Fernsehen, aus Filmen und aus Büchern kannte, war einfach nur blau. Aber dieses Meer war ein wenig grün, ein wenig dunkelblau, ein wenig hellblau und noch viel mehr.

Wegen der anderen Sache fragte er lieber seine Mutter: »Mama, gibt es Piraten?«

»Selbstverständlich.«

»Bist du sicher?«

»Habe ich dich jemals angelogen?«

Pedro schaute eine Weile gedankenverloren aus dem Fenster, bis er eine Hand auf der Schulter spürte. Er drehte sich um. Seine Mutter sagte nichts, aber ihre blauen Augen, mit denen sie ihn wie ein Barrakuda fixierte, redeten mit ihm: »Du bist ein Entdecker. Warum findest du nicht selbst heraus, ob es auf der Insel Piraten gibt? Vielleicht lernst du ja einen kennen.«

Weil seine Mutter ihn einen Entdecker genannt und er das Meer gesehen hatte, war Pedro einen Achtelmillimeter gewachsen, als sie aus dem Flugzeug stiegen. Der Geruch von salzigem Wasser durchfuhr seinen Körper, als würde unter seinen Kleidern eine Trommel schlagen.

Auf einmal war ihm alles klar. Er musste die Frage jetzt stellen: »Mama, warum ist Papa nicht mitgekommen?«

»Können wir darüber reden, wenn wir im Hotel sind?«, antwortete seine Mutter ausweichend. Dann drehte sie Pedro den Rücken zu und unterhielt sich mit einem Mann.

Der war schwarz, ungefähr einen Meter achtzig groß und hatte eine raue Stimme. Er hieß Howard und sprach Englisch wie die Menschen an der Küste. Howard fuhr die beiden zum Hotel.

Bevor sie ausstiegen, fragte Pedro: »Hast du Englisch in Cartagena gelernt?«

Howard lachte laut. »Wir sprechen hier Kreolisch. Oder karibisches Englisch, wenn dir das lieber ist«, antwortete er auf Spanisch mit starkem Akzent.

Das Hotel bestand aus vier Hütten. Wie die anderen Gebäude der Insel waren sie aus Holz gebaut und

in leuchtenden Farben gestrichen. Pedro und seine Mutter bekamen die blaue Hütte, von der aus sie das Meer sehen konnten. Es gab ein Einzelbett und ein Doppelbett. Ohne abzuwarten, ging Pedro zum Einzelbett. Im Zimmer war es plötzlich ganz still. Seine Mutter stand am Fenster und hatte ihm den Rücken zugedreht.

»Es ist schön, nicht wahr?«, sagte sie, während sie auf das Meer schaute.

»Wo ist Papa?«, fragte Pedro noch einmal. »Kommt er nicht wieder?«

Seine Mutter schien einen Kloß im Hals zu haben. Sie brachte keinen Ton heraus. Aber ihre Augen, in denen zwei Tränen standen, redeten: »Tut mir leid. Papa ist fort, aber ich wusste nicht, wie ich es dir sagen soll.«

Schon als kleines Kind hatte Pedro die Blicke seiner Mutter lesen können. Er musste sie nur ansehen und wusste Bescheid. Es war ein Spiel zwischen ihnen, manchmal unterhielten sie sich stundenlang nur mit den Augen. Sie erzählte ihm von dem Kokoskuchen, den sie gebacken hatte, und dass sie vor dem Essen ein Stück davon probieren könnten, ohne es Papa zu sagen. Und er erzählte ihr, ohne den Mund zu öffnen, dass Ulloa ihn an einem einzigen Tag zwölfmal »Zwerg« genannt hatte.

Doch diesmal sah er lieber in eine andere Richtung. Warum hatte sie nicht von Anfang an die Wahrheit gesagt? Warum hatte sein Vater es ihm nicht erklärt? Warum mussten die beiden ihn wie einen Idioten behandeln? Er war ein Kind, aber er war nicht dumm.

Vor Wut lief sein Gesicht dunkelrot an. Er hielt es nicht mehr aus, darauf zu warten, dass seine Mutter endlich etwas sagen würde. Er hatte schon zu lange gewartet. Und er war traurig. Seine Traurig-

keit fühlte sich an wie ein Geburtstag ohne Geschenke, wie Weihnachten ohne Baum oder wie ein trüber Sonntag.

Pedro riss die Tür auf und rannte zum Strand, ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Er rannte und rannte und rannte. Er rannte am Wasser entlang und wich dabei den Baumstämmen aus, die verstreut am Strand herumlagen. Je länger er rannte, umso weiter wurden seine Schuhe und Kleider. Wer ihn gesehen hätte, hätte einen Schreck bekommen, denn vor lauter Traurigkeit war Pedro auf einer Strecke von weniger als zwei Kilometern eineinhalb Zentimeter geschrumpft. Er wurde immer trauriger und lief immer weiter. Die Gedanken rasten durch seinen Kopf. Wahrscheinlich hatte seine Mutter seit Tagen geplant, ihm zuerst das Meer zu zeigen und ihm dann mitzuteilen, dass Papa nicht mehr bei ihnen wohnen würde. Er würde seinen Vater wohl nie mehr wiedersehen.

Er fragte sich, ob sein Vater der Böse und seine Mutter die Gute war. Oder umgekehrt. Das Meer war zu groß, um Mitleid mit ihm zu haben. Das Rauschen der Wellen war ihm unheimlich. Er hatte Angst. Irgendwann wurde er langsamer, dann blieb er stehen und blickte sich um.